

Routine – Kontingenz – Reflexivität

Warum Praxistheorien nicht ohne ein Konzept der Subjektivierung auskommen

Thomas Alkemeyer, Nikolaus Buschmann, Matthias Michaeler

Beitrag zur Ad-hoc-Gruppe »Jenseits der Routine – Praxeologische Ansätze zur Analyse sozialer Dynamiken« – organisiert von Hannes Krämer und Hilmar Schäfer

Praxistheoretische Ansätze richten sich sowohl gegen subjektivistische als auch gegen objektivistische Erklärungen des Sozialen. Damit ist das Anliegen verbunden, einen dritten Weg zwischen methodologischem Kollektivismus und methodologischem Individualismus zu finden: Eine »Praxeologisierung des Sozialen« (Schmidt 2012: 28–50) soll empirisch aufzeigen, wie soziale Ordnungen im praktischen Zusammenspiel ontologisch verschiedener Teilnehmer erzeugt, aufrechterhalten und verändert werden. Dabei wird das Konzept des Subjekts bewusst *dünn* gehalten, ohne aber Subjektivität lediglich als Struktureffekt einer bereits bestehenden sozialen Ordnung zu begreifen. Mit ihrem starken Konzept von Praxis starten diese Ansätze also nicht bei einem prä-praktisch existierenden Subjekt als Ausgangspunkt von *agency*, sondern gehen vielmehr davon aus, dass Subjekte aus der Verwicklung von Körpern in soziale Praktiken entstehen.

Praxistheorien folgen damit der Einsicht, dass die Annahme autonomer Rationalität ihre Grenzen in der körperlichen und materiellen Vermittlung des Denkens und Handelns findet. Sie weichen jedoch einer Diskussion darüber aus, wie reflexive Kompetenzen und kritische Rationalität, die klassisch mit dem Begriff der Subjektivität verbunden sind, im Rahmen des eigenen Paradigmas neu verstanden werden können. Ein solches Neuverständnis von Subjektivität setzt eine Analytik voraus, die es gestattet, diese Fähigkeiten in den Blick zu bringen, ohne hinter die Einsicht in die gesellschaftliche Formbestimmtheit von Subjektivität zurückzufallen. Aus einer solchen Analytik ergäbe sich ein besonderes Augenmerk für die soziale Gestaltung von Reflexivität und Kritik. Wie also, so lautet die Leitfrage dieses Beitrags, kann die Genese von sozialer Ordnung und Subjektivität im Rahmen des praxistheoretischen Paradigmas erklärt werden?

Mit der analytischen Unterscheidung von *Praxis* und *Praktiken* schlagen wir zunächst einen methodisch-systematischen Perspektivenwechsel vor, der begreiflich machen soll, dass sich ein soziales Geschehen weder vollständig aus seinen strukturellen Ermöglichungsbedingungen noch allein aus dem Handeln scheinbar autonomer Akteure ableiten lässt (1). Die im gemein-

samen Tun erzeugten Ordnungen und Teilnehmerschaften stehen vielmehr in einem wechselseitigen Konstitutionsverhältnis, das auf der Emergenz und der Reflexivität dieses Geschehens aufruht (2). Indem die Teilnehmer als Körper agieren, nehmen sie zwangsläufig bestimmte raum-zeitlich-soziale Positionen und daran gebundene Perspektiven ein. Damit eröffnen sich Spielräume für heterogene Erwartungen, deren Irritationspotenzial einen konstitutiven Bestandteil praktischer Vollzüge bildet (3). Der so geschaffene analytische Rahmen dient dazu, die Entstehung von Teilnehmerschaft als Subjektivierung und Selbst-Bildung und damit als ein spannungsvolles Zusammenspiel aus Heteronomie und Autonomie analysierbar zu machen (4). Abschließend diskutieren wir das Neubeschreibungspotenzial des vorgestellten Ansatzes für die soziologische Analyse von Macht und Kritik (5).

Methodisch-systematischer Perspektivenwechsel

Unserer Einschätzung nach koexistieren in der praxistheoretischen Debatte zwei analytisch zu unterscheidende Sichtweisen. Sie zeichnen sich durch einen je eigenen Zusammenhang zwischen der wissenschaftlichen Beobachterperspektive, der Praxiskonzeption, dem Status der Handlungsträger, der Gewichtung von Beharrung oder Veränderung sowie ihrer impliziten Empirie (Hirschauer 2008) aus. In der einen Sichtweise werden *Praktiken* als kulturell geformte, von wiederkehrenden Mustern geprägte und damit identifizierbare Einheiten beobachtet. Andererseits gerät *Praxis* als ein Geschehen in den Blick, das fortlaufend eine je besondere Gegenwart entfaltet, die sich vollständiger Berechenbarkeit entzieht. Die beiden Sichtweisen unterscheiden sich dadurch voneinander, dass sie den Fokus entweder auf die Gleichförmigkeit und Strukturiertheit sozialer Ordnungsbildung legen oder aber deren Unregelmäßigkeit und Offenheit betonen. Praxis wird also entweder als Einheit oder aber als ein kontingentes Aufführungsgeschehen analysiert. Je nachdem, ob die Beobachterposition eines *Theaterzuschauers* oder eines *Teilnehmers* bezogen wird, erscheint Praxis entweder primär in ihrer Beständigkeit und Gleichförmigkeit oder aber in erster Linie als eine Vollzugsgegenwart voller Unsicherheit und Überraschungen.

Beiden Sichtweisen korrespondiert ein entsprechendes Verständnis von Handlungsträgerschaft: Erscheint das Soziale aus der Draufsicht einer Theaterperspektive als ein im Voraus strukturiertes Geschehen, dann haben ihre Handlungsträger den Status von Vollzugsorganen. Wird es hingegen aus einer rekonstruierten Teilnehmersicht als ein kontingentes Vollzugsgeschehen aufgefasst, dann treten die »lokalen Bewältigungsanstrengungen« (Brümmer 2015: 69) und Koordinationsleistungen der Teilnehmer im Wechselspiel von Routine und Improvisation in den Vordergrund. Entsprechend steht in beiden Ansätzen den Leistungen ein zu zahlender Preis gegenüber: In der ersten Perspektive werden primär die Strukturierungen und Formierungen des sozialen Geschehens scharf gestellt. Die Beiträge der Teilnehmer bleiben hingegen unscharf. Diese Perspektive neigt dazu, Praktiken mit einer Kraft auszustatten, die kausal auf das Verhalten ihrer Träger einzuwirken oder diese sogar als ihre Produkte hervorzubringen scheint. In der zweiten Perspektive wird dieser strukturfunktionalistischen Neigung zwar Inhalt ge-

boten. Sie operiert allerdings zumeist mit dem Modell eines zu Reflexion und Kritik befähigten Subjekts, dessen Hervorbringung in praxeologischer Perspektive erst zu rekonstruieren wäre. Wir schlagen vor, diese beiden Sichtweisen nicht gegeneinander auszuspielen, sondern sie so aufeinander zu beziehen, dass sie sich nicht nur komplementieren, indem sie jeweils unterschiedliche Aspekte sozialer Vorgänge scharf stellen, sondern auch gegenseitig relativieren, irritieren und stimulieren. Für beide Perspektiven bildet dann die jeweils andere den Referenzrahmen der Beobachtung. Auf diese Weise wird zum einen der Konstruktcharakter jeder Beobachtung ausgewiesen: Ein soziales Geschehen liegt nicht einfach offen zu Tage, sondern muss durch die Einrichtung einer analytischen Optik methodisch beobachtbar gemacht werden (Scheffer 2002). Und zum anderen kann dann jede Beobachtung reflexiv auf die je andere Perspektive bezogen werden. Im methodischen Wechselspiel aus der Draufsicht einer Theaterperspektive und der Rekonstruktion von Teilnehmerperspektiven verspricht dieser Ansatz eben jene ambivalente Gleichzeitigkeit von Bevollmächtigung und Selbstkonstitution von Teilnehmerschaft greifbar zu machen, die wir mit den Begriffen der Subjektivierung und der Selbst-Bildung bezeichnen.

Mit der analytischen Unterscheidung von Praxis und Praktik kann in den Blick gebracht werden, wie Praktiken als vergleichsweise festgefügte verstehbare soziale Ordnungen performativ in einem unvorhersehbaren Wechselspiel von Interaktionen und Adressierungen in der Praxis entfaltet werden. Praktiken stellen sich dann nicht einseitig als routinierte Vollzüge dar, sondern werden als reflexive Prozesse des Ordnen und Umordnen der Gemengelage eines jeden sozialen Geschehens (Hörning 2001) erkennbar: Es wird beobachtbar, dass sie sich als je besondere Praktik (eine Vorlesung halten, Fußballspielen etc.) in der situationsgebundenen Eigendynamik der Praxis ausformen, in der verschiedene Partizipanden wie Körper, Räume, Objekte, Regeln und Sprache (Hirschauer 2004) in einem fortlaufenden Prozess wechselseitig sich veranlassender wie limitierender Aktionen in eine figurative Beziehung (Elias 1996) gesetzt werden.

In diesem kontinuierlichen Wechselspiel gegenseitiger Bezugnahmen und Impulsgebungen konkretisiert sich eine bestimmbar praktische Ordnung: Die Bedeutungen der einzelnen Aktionen realisieren sich performativ, indem sie im Rahmen der sich entfaltenden Praktik als ein bestimmtes Tun (ein Manuskript vortragen, aufs Tor schießen etc.) verstanden und aufgegriffen werden. Praktiken strukturieren sich unter diesem Blickwinkel durch eine reflexive Selbstbindung der Praxis in der Zeit: »Zug um Zug und Schritt für Schritt« (Scheffer 2008) werden Möglichkeitsräume für weitere Aktionen abgesteckt und normative Erwartungen sowie implizite Anforderungen für das weitere Tun ausgewiesen. Die Praktiken übernehmen in eben diesem Sinne *die Regie*, dass sie die einzelnen Aktionen als einen selbstreferentiellen Bedeutungszusammenhang übergreifen. Im Wechselspiel dieser Aktionen formen sich sowohl die Strukturen der jeweiligen Praktik als auch ihre Subjekte mit ihren jeweiligen auf die Praktik eingestellten Intentionen, Empfindlichkeiten und Wahrnehmungen aus.

Als solchermaßen sich strukturierende und strukturierte Einheiten werden praktische Vollzüge allerdings nur aus der Draufsicht erkennbar. Der Beobachterblick entspricht in diesem Fall der Kameraeinstellung der Totalen: Sie gewährt einen Über-Blick über das Geschehen und setzt das Tun der Agierenden zugleich als eine abhängige Größe in Szene. Um die Vollzüge von Praktiken dagegen in ihrer Kontingenz erfassen zu können, müssen sie gleichsam von innen heraus aus den unterschiedlichen Teilnehmerperspektiven beobachtet werden. Erst dann wird jede

individuelle Aktion als eine Art Vorschlag sichtbar, dessen Beantwortung ungewiss ist. Damit kommt auch in den Blick, was an der Praxis eventuell beunruhigt, weil es sich unmittelbarem Verstehen entzieht und deshalb nicht routinehaft zu bewältigen ist, sondern praktisch-reflexive wie kreative Anpassungsleistungen verlangt und zugleich neue Möglichkeitsräume für das eigene Handeln eröffnet.

Die wechselseitige Konstitution von Ordnung und Teilnehmerschaft

Während aus der Theaterperspektive die Regelmäßigkeit und die Strukturiertheit von Praktiken in den Blick treten, erscheint die Praxis aus den rekonstruierten Teilnehmerperspektiven als ein unsicheres Geschehen mit offenem Ausgang, dessen Kontingenz von den Teilnehmern situativ bewältigt werden muss. Entsprechend können mit einem systematischen Perspektivenwechsel zum einen die Notwendigkeiten und Zwänge der Praxis und zum anderen ihre Freiräume und Möglichkeiten beobachtet werden. Damit wird sichtbar, wie im gemeinsamen Tun sowohl die Ordnung als auch die Teilnehmerschaften ko-konstitutiv erzeugt werden.

Die wechselseitige Konstitution von sozialer Ordnung und Teilnehmerschaft lässt sich auf anschauliche Weise mit der Metapher des Spiels verständlich machen. Mit der Spielmetapher knüpfen wir an Bourdieu dort an, wo er Improvisationen des täglichen Lebens – und nicht Praktiken im Sinne strukturierter Einheiten von Aktivitäten – als gesellschaftliche Praxis versteht (Bourdieu 1999). Damit kann Ordnungsbildung ohne ontologisierende Gegenüberstellung von Struktur und Praxis erklärt werden: Die Regelmäßigkeit von Spielen beruht nicht auf vorgängigen Strukturen, sondern wird in der Praxis als eine empirisch konkrete Strukturierung durch die Spieler selbst erzeugt (Bourdieu 1979: 184). Die Aufmerksamkeit wird somit auf die wechselseitige Produktion des Spiels und seiner Spieler gelenkt, die nur insoweit gelingt, als es Teilnehmer gibt, die bereit und fähig sind, sich körperlich, kognitiv und affektiv als Spieler in ein Spiel engagieren zu lassen.

Indem man den Teilnehmern in ihrem praktischen Engagement gleichsam über die Schultern schaut, kann in den Blick genommen werden, wie sich ihnen das praktische Geschehen in jedem Moment als eine je konkrete Situation darstellt: Mit welchen Anforderungen sind sie jeweils konfrontiert, welche Spielräume erkennen und nutzen sie, welche Ressourcen und Handlungskompetenzen stehen ihnen zur Verfügung, welche Referenzen und Verbindungen stellen sie in ihrem Tun her? Zudem kann danach gefragt werden, welche Deutungsrahmen sie ins Spiel bringen, wenn sie durch ihre Spielzüge dem Spielgeschehen eine bestimmte Richtung und Bedeutung geben und dadurch neue Möglichkeitsräume für Anschlusshandlungen eröffnen und andere verschließen – und wie sich die Teilnehmer dabei für die anderen Teilnehmer anschlussfähig machen oder dies eben nicht gelingt.

Im Licht der Spielmetapher bilden soziale Ordnungen also kein starres System, sondern werden als ein dynamischer Verflechtungszusammenhang aufeinander bezogener Spielzüge begriffen. Die in einem solchen Spiel entstehenden Verflechtungszusammenhänge können von keinem einzelnen Spieler vollständig beherrscht werden. Um *kompetent* am Spiel teilnehmen zu können und im Spiel zu bleiben, müssen sich die Spieler in ihrem Denken und Handeln fortlau-

fordern auf sich verändernde Spielkonstellationen einstellen – und zwar auf Spielkonstellationen, die sie selber durch ihr Tun erzeugen. Genau darin liegt die Kontingenz der Praxis.

Innerhalb dieses wechselseitigen Erzeugungsverhältnisses von Spiel und Spielern müssen die Spieler ihr Tun beständig in eine Form bringen, die von allen am Spiel beteiligten Akteuren als regelgerecht und spieladäquat erkannt und anerkannt wird. Nur dann nämlich, wenn das eigene Handeln für andere Teilnehmer verständlich ist, sind Anschlusshandlungen möglich. Die Unterschiede zwischen verschiedenen Praktiken bestehen dann darin, dass sich die Formen, denen sich das Verhalten jeweils *unterwerfen* muss, um anschlussfähig zu sein, mehr oder weniger deutlich unterscheiden. Das bedeutet, dass die Ausformung von Mitspielern stets eine politisch-normative Dimension enthält: Es genügt nicht, etwas funktional angemessen zu tun, vielmehr muss dieses Tun auch in einer als angemessen akzeptierten Form vollzogen werden. Diese Form ergibt sich jedoch erst durch den empirisch-praktischen Vollzug im Sinne eines (häufig konflikthafter) Aufeinander-Einspielens unterschiedlich positionierter Teilnehmer, das auch misslingen kann.

Die jeweilige Vollzugsform wird jedoch nicht nur *von oben* durchgesetzt, etwa durch machtvolle Institutionen, sondern auch dadurch, dass sich die Beteiligten im Vollzug eines Spiels immer auch gegenseitig zeigen, was innerhalb eines Handlungszusammenhangs geht und wie es gemacht wird. Sie tun dies keineswegs nur explizit durch sprachliche Zurechtweisungen, sondern immer auch unterschwellig durch kurze Blicke oder unscheinbare Gesten, die von außen schnell übersehen werden. In diesen Verweisungszusammenhängen zeigen sich die Reflexivität und die Normativität der Praxis: Indem stets mitkommuniziert wird, welche Anschlusshandlungen jeweils erwartet werden können und welche nicht, entfalten die aneinander ausgerichteten Spielzüge eine normative Dimension, die der Praxis *Zug um Zug* eine zwar kontingente, aber erkennbare Richtung gibt. Statt eines routinierten Ablaufs treten so die teilweise konflikthafter, von Brüchen und Machtrelationen gekennzeichneten Prozesse der Abstimmung, aber auch der Ausschließung, in den Blick.

Die Teilnehmer etablieren in ihrem Tun ein praktisches Geflecht hinweisender und zugleich zu-rechtweisender Adressierungen und Re-Adressierungen. In diesem normativen Geflecht bewertender Akte lernt jeder Einzelne nach und nach, sich fortlaufend aus seiner Perspektive an den verschiedenen Erwartungen und Anforderungen einer Praktik zu orientieren, sich zu positionieren und in der Ordnung des jeweiligen Spiels zu halten. Weil auf diese Weise aber kein endgültiger Deutungs- und Bewertungsrahmen, sondern ein stets umstrittenes und damit vorläufiges Gewebe evaluativer Akte erzeugt wird, durchläuft auch die so etablierte soziale Ordnung einen steten Wandel und kann zur Disposition gestellt oder gänzlich verworfen werden: Die Teilnehmer bringen sich wechselseitig ins Spiel hinein und dieses zugleich immer wieder neu hervor.

Multipositionalität und Multiperspektivität

Versteht man unter einer Praktik ein sich in reflexiver Entfaltung strukturierendes soziales Geschehen, dann lässt sie sich nicht als eine von vornherein existierende Einheit bestimmen, die ihre Teilnehmer über einen *common sense* inkludiert. Vielmehr werden ihre Kontingenz und

Konflikthaftigkeit sichtbar, die bereits dadurch bedingt sind, dass die Teilnehmer *als Körper* in einer Praktik engagiert werden und sich als körperliche Wesen aktiv engagieren. Aufgrund dessen müssen sie unweigerlich eine je bestimmte raum-zeitliche Position und eine daran gebundene Perspektive auf das gemeinsame Geschehen einnehmen (Boltanski 2010). Entsprechend stellt sich ihnen die Situation jeweils anders dar: Jeder einzelne sieht sich an seiner Position mit eigentümlichen Anforderungen und (normativen) Erwartungen konfrontiert und erkennt je spezifische Konstellationen, die er auf seine Weise als »Situationspotenziale« (Jullien 1999) für Anschlusshandlungen nutzen kann. Die Teilnehmer entwickeln also in der Entfaltung einer Praktik ihre jeweils perspektivisch gebundenen Motive und Intentionen (Schatzki 2002: XXI, 70).

Positionalität und Perspektivität sind jedoch nicht allein durch die physische Existenz der Teilnehmer gegeben. Vielmehr werden Körper in ihrer eigentümlichen, historisch gewordenen und erlernten Disponiertheit aufgerufen und lassen sich so für eine Teilnahme in der Praxis engagieren. Während in einer Theaterperspektive ausschließlich die Multipositionalität eines Spielgeschehens erkennbar wird, gerät mit den ethnografischen Über-die-Schultereinstellungen auch seine Multiperspektivität in den Fokus: Statt der *Choreographie* eines wie von magischer Hand organisierten *Kollektivkörpers* werden die auf jeder Position sich stellenden Aufgaben, Probleme und Schwierigkeiten, aber auch die aus dem jeweils individuellen Standpunkt sich ergebenden partikularen Interessen und Handlungsmöglichkeiten erkennbar.

In diesen Einstellungen zeigt sich, dass ein *von oben* als »Gesamthandlung« (Mead 1995) erscheinendes Geschehen vom Blickpunkt jedes einzelnen Teilnehmers anders wahrgenommen, beurteilt und beantwortet wird – mit einem je besonderen Engagement, einer jeweiligen Einstellung zum und Bindung an das Geschehen. Das geteilte soziale Spiel erweist sich aus der Teilnehmersicht als eine unvorhersehbare Abfolge von Situationen, die sich durch je konkrete raum-zeitliche Konstellationen von Körpern und Dingen mit einer je spezifischen Bedeutung und Relevanz für das Handeln auszeichnen. Jede dieser Situationen stellt die Beteiligten vor eine spezielle Aufgabe, erfordert von jedem eine bestimmte Konzentration, Gespanntheit und Aufmerksamkeit und eine individuell situierte Antwort. Was eine Praktik zusammenhält, ist die stets mitlaufende wechselseitige Hervorbringung von Deutungsrahmen, die ihre praktische Relevanz dadurch gewinnen, dass sie ins Spiel gebracht werden, mehr oder weniger Möglichkeiten für Anschlussverhalten bieten und dabei reproduziert, modifiziert oder verworfen werden.

Die Teilnahme an einer Praktik wird so als ein Engagement im doppelten Sinne eines Engagiert-Werdens und eines Sich-Engagierens (Goffman 2009: 52ff.) aufgrund situativ sich ergebender Herausforderungen verstehbar. Dabei wird deutlich, dass in den wechselseitigen Adressierungen, welche die Teilnehmer in ein Geschehen verwickeln, stets auch Machtrelationen etabliert werden, die Teilnehmer in einer sozialen Hierarchie positionieren. Ihre Aktionen entfalten einen konkreten Aufforderungscharakter, indem sie implizit oder explizit bestimmte normative Erwartungen mitkommunizieren (Rouse 2007). Damit geben sie zu erkennen, was als kompetente Reaktion anerkannt oder kritisiert werden kann (Schmidt 2008: 131). Es handelt sich insofern um *politische Vorgänge*, als die Adressierungen von unterschiedlichen Machtpositionen aus erfolgen. Sie gehen nicht nur mit der Ausbildung eines praktischen Sinns für die Funktionalität einzelner Operationen und Handlungen einher, sondern auch eines sozialen Sinns, der sich auf das beurteilende Erfassen von sozialen Abständen sowie des eigenen Ortes in einem Gefüge relationaler Positionen richtet.

Auf diese Weise erweist sich die Praxis nicht nur als ein multi-positionales, sondern auch als ein multi-perspektivisches Geschehen, in dem sich jeder Teilnehmer in seiner lebensgeschichtlich bedingten praktischen (raum-zeitlich-sozialen) Situiertheit mit spezifischen (konfligierenden) Erwartungen, Beschränkungen und Möglichkeiten konfrontiert sieht. Im figurativen Geschehen der sozialen Praxis ergeben sich somit vielfältige interne Differenzierungen (Warde 2005: 141) in Bezug auf die Möglichkeiten und Anforderungen für eine engagierte und kompetente Beteiligung der Teilnehmer. Diese antworten weniger auf generalisierte als auf in einer kontingenten Praxisgegenwart situationsgebunden sich einstellende Anforderungen und Möglichkeiten: Die geteilte Praktik präsentiert sich ihnen als eine unvorhersehbare Abfolge von Situationen, deren raum-zeitlich-soziale Konstellationen von Körpern und Dingen von jedem Blickpunkt aus anders verstanden werden und demzufolge für das Handeln jedes Teilnehmers etwas anderes bedeuten.

Das Bild einer für Alle identischen Praxis wird so erschüttert. Die Teilnehmer bringen von ihren je spezifischen Standpunkten aus unterschiedliche Ansprüche und Erwartungen ins Spiel. Sie müssen sich erst auf eine gemeinsame Praktik einstellen, indem sie die ihnen dafür konkret verfügbaren Ressourcen nutzen. Es ergeben sich unterschiedliche Möglichkeiten der Interpretation und der Ausgestaltung der sich anbietenden Situationen, die im reflexiven Zusammenspiel der Teilnehmer immer auch ein Potenzial für Konflikte und Reibungen in den praktischen Vollzügen enthalten.

Subjektivierung und Selbst-Bildung

Wenn Praktiken nicht als prästabilisierte Einheiten begriffen werden, die Menschen, Körper und Dinge als ihre *Vollzugsorgane* rekrutieren, sondern als Praxis im Sinne eines prinzipiell *störanfälligen* Vollzugsgeschehens, dann geraten zwangsläufig die dabei sich ausformenden Handlungsbefähigungen – wie Orientierung im Denken und Handeln, Reflexion, Kreativität, Kritik oder auch Verantwortungsübernahme – in den Blick, deren Träger klassischerweise als Subjekte bezeichnet werden. Statt diese Teilnahmekompetenzen aber als Eigenschaften prä-praktisch existierender Subjekte anzunehmen, geht es in einer praxeologisch ausgerichteten Subjektivierungstheorie darum zu rekonstruieren, wie eine solche subjekthafte Handlungsmacht in der Praxis ausgeformt wird und performativ in Erscheinung tritt. Damit richtet sich die Aufmerksamkeit auf jene interaktiven Akte, in denen sich die menschlichen Teilnehmer wechselseitig in einem Geflecht von Adressierungen und Re-Adressierungen ins Spiel bringen und als mehr oder weniger kompetente Subjekte entwerfen und anerkenntbar machen.

Aufgrund der jeweiligen Positionierung der Teilnehmer, ihrer daran gebundenen Perspektivität auf das gemeinsame Geschehen sowie ihrer lebensgeschichtlichen Situiertheit verläuft dieser Prozess keineswegs reibungslos. Denn als Verkörperungen gelebter Geschichte bringen die Teilnehmer immer auch eine Art von Überschuss an Disponiertheit ins Spiel ein, der sich in der Praxis als Irritation oder Störung geltend machen kann. In der gegenwärtigen Praxistheorie wird ein derartiger sozialisierter Eigensinn des Körpers zumeist übersehen: Körper tauchen hier überwiegend nur als Träger eines impliziten Wissens auf, das eine Praxis routiniert am Laufen

hält. Ähnliches gilt für das übliche praxistheoretische Verständnis von Dingen und Artefakten, die – mit Heidegger gesprochen – in den Hauptströmungen der Praxistheorien vorwiegend in ihrer »Zuhandenheit« thematisiert werden, nicht jedoch in ihrer potentiell beunruhigenden »Vorhandenheit« (Heidegger 1979: 88). Allein schon diese Widerständigkeit der Körper und der Dinge macht fortlaufend kreative Reflexions- und Reparaturleistungen notwendig, deren Träger in der Philosophie traditionell als Subjekte und in der Soziologie als Akteure bezeichnet werden.

Wir analysieren die praktische Ausformung solcher dem Subjekt zugeschriebenen Fähigkeiten zu Reflexion, Kreativität oder auch Kritik mit den zusammengehörigen Konzepten der Subjektivierung und Selbst-Bildung. Im Rahmen des von uns vorgeschlagenen systematischen Perspektivenwechsels kommt Subjektivierung nicht als eine bloße Einbindung und Einpassung der menschlichen Teilnehmer in praktikenspezifische Subjektformen in den Blick, sondern als ein performativ sich entfaltender und prinzipiell ausgangsoffener Prozess wechselseitiger Adressierungen und Zuschreibungen. Dabei handelt es sich nie um bloß identifizierende Feststellungen, sondern stets auf den Referenzrahmen eines Normalfalls bezogene und damit bewertende Akte, die ein Anerkennen als jemand Bestimmtes bedeuten, dem Verantwortung für das eigene Handeln zugerechnet wird (Stekeler-Weithofer 2010), oder eben einen Ausschluss derjenigen, denen diese Anerkennung nicht zuteil wird. Das korrespondierende Konzept der Selbst-Bildung akzentuiert dabei den Punkt, dass sich die derart adressierenden Teilnehmer durch *Selbstorganisation* fortlaufend *im Spiel* halten und als Subjekte anerkennbar machen müssen, indem sie die zugeschriebenen Leistungen auch performativ verkörpern. Solange die Herstellung von Teilnehmerschaft aus der Theaterperspektive als bloße Rekrutierung (oder Inklusion) beschrieben wird, muss man dieser Selbstorganisation keine Aufmerksamkeit widmen. Sie wird erst mit der Fokussierung auf die Widersprüchlichkeit und Kontingenz der Praxis relevant, mit denen sich die Teilnehmer konfrontiert sehen.

Mit dieser Fokussierung benötigt die Praxistheorie, so unsere These, eine adäquate Lerntheorie, die Aufschluss darüber gibt, wie sich Teilnehmer in der Praxis zu als kompetent anerkennbaren Mitspielern machen (Nicolini 2012: 78). In der lernenden Teilnahme an Praktiken werden Wahrnehmen, Fühlen, Handeln und Denken in eine Form gebracht und so eingestellt, dass sie den für diese Praktiken spezifischen Anforderungen entsprechen. Während das in den Praxistheorien prominente Konzept der »Habitualisierung« das passive Moment der Inkorporierung eines feldspezifischen Könnens und Wissens betont, verweist das Konzept der lernenden Selbst-Bildung darauf, dass Menschen durch ihr aktives Engagement in Praktiken zu Trägern spezifischer Kompetenzen werden. Lernen erscheint so als implizites und konstituierendes Moment einer jeden Praxis (Lave, Wenger 1991).

In der lernenden Teilnahme bilden sich *mitspielfähige* Subjekte, die sich durch eine spezifische Körperlichkeit, einen gewissen Bestand an Haltungen, Gesten und Bewegungsmustern sowie einen bestimmten Horizont des Wahrnehmens, Denkens, Fühlens und Handelns auszeichnen. Diese disparaten Dispositionen lassen sich als ein Möglichkeitsraum begreifen, der sich in unterschiedlichen Praktiken je spezifisch materialisiert. Die das Lernen herausfordernden Impulse sind in dieser Perspektive Erfahrungen einer Diskrepanz zwischen situativen Anforderungen einerseits und verfügbaren Dispositionen andererseits. Indem Lernen als ein Geschehen in den Blick gerät, das sich zwischen verschiedenen Partizipanden vollzieht, wird deutlich, dass der Subjektstatus an wechselseitige Akte einer anerkennenden Befähigung gebunden

ist, in die je spezifische normative Erwartungen eingefaltet sind. Lernen tritt so als ein Prozess in den Blick, der aktive wie passive Momente umfasst und sowohl Möglichkeitsräume eröffnet als auch Widerstände und Grenzen bedingt.

Mit einem solchen Verständnis von Subjektivierung als lernender Selbst-Bildung kann das spannungsvolle Zusammenspiel von Heteronomie und Autonomie, Passivität und Aktivität, Affiziert-Werden und Affizieren (Massumi 2010), in dem *jemand* sich als Subjekt zeigt, auf verschiedenen Analyseebenen erforscht werden. Dass die Subjektwerdung nie *vollendet* ist, ergibt sich aus den Differenzierungen und Brüchen in wie zwischen Praktiken. In jeder Praktik sind die Teilnehmer verschiedenartig engagiert und positioniert: Sie werden unterschiedlich berührt, bringen verschiedene Erfahrungen und Erwartungen ein, entwickeln aufgrund ihrer jeweiligen körperlichen, mentalen und personalen Situiertheit disparate Sichtweisen, Interessen und Wünsche, lassen sich verschieden adressieren und rufen auf disparate Kontexte verweisende Wissensordnungen auf. Die Selbst-Bildung erfolgt mithin sowohl über verschiedene Situationen als auch über disparate Praktiken hinweg in der Bewältigung situativer, oft widersprüchlicher und damit prinzipiell kritisierbarer Anforderungen. Dies zwingt dazu, fortlaufend Spielräume auszuloten und Spielzüge zu finden, die man sich vorher nicht hätte ausdenken können: Jede *Lösung* ist immer nur vorläufig, die Selbst-Bildung kommt zu keinem Abschluss.

Praxistheorie als Soziologie der Kritik

Das Neubeschreibungspotenzial dieses Zugangs liegt darin, das Entstehen von Ordnung und Subjektivität in von Machtrelationen, Normierungen und Konflikten geprägten Prozessen in den Blick zu bringen. Damit rücken auch die in die alltägliche Praxis eingefalteten Momente der Kreativität, des Konflikts, des Einspruchs oder der Überschreitung sozialer Ordnung in den Fokus, die in gegenwärtigen Praxistheorien tendenziell unterschlagen werden. Subjekte erscheinen dort nicht selten als bloße Vollzugsorgane sie rekrutierender Praktiken, die ein ihnen abverlangtes Verhalten auf der Grundlage eines impliziten Wissens weitgehend störungsfrei erbringen (Reckwitz 2003; Shove et al. 2012; Schmidt 2012). Die konstitutive Reflexivität und Kontingenz der Praxis wird mit dieser Verengung jedoch ebenso wenig erfasst wie der kritische Umgang mit dem Gegebenen. Der praxistheoretische Anspruch, die Entstehung und Veränderung der sozialen Ordnung und ihrer Subjekte als ein wechselseitiges Konstitutionsverhältnis verständlich zu machen, kann auf diese Weise nicht eingelöst werden (Nassehi 2011). Vielmehr blenden Praktiken-Analysen gegen ihre eigene Intention oft gerade diejenigen widerständigen, eigensinnigen und kritischen Momente der Praxis aus, die eine bestehende Ordnung herausfordern, verrücken oder destabilisieren und im herstellenden Vollzug einer Ordnung für deren fortlaufende Veränderung sorgen.

Um solche Momente aufspüren zu können, bedarf es einer systematischen Erweiterung der Perspektiven praxeologischer Analysen. Denn nur aus der Theaterperspektive entsteht die Fiktion einer Einheit und Geschlossenheit der sozialen Welt, die alles Ereignishafte, Kontingente, Beunruhigende ausblendet. Im Alltag kontinuierlich auftauchende Augenblicke des Aufbegehrens, der Störung und Beunruhigung, der Unterbrechung und der Kritik werden dagegen nur

aus dem *Gewimmel* der Praxis heraus als »Szenen des Dissenses« (Rancière 2009: 60) erkennbar. Allein eine Hinwendung zur Praxis ermöglicht es, dem einen Platz einzuräumen, was die üblichen soziologischen Ordnungsmodelle durchkreuzt, und deren Neigung vorzubeugen, in eine *self-fulfilling prophecy* umzuschlagen (Bröckling 2013). Soziologische Beschreibungen des Sozialen würden dann bereits in dem Sinne politisch werden, dass sie zur Sprache brächten, was diese Ordnungsmodelle aufgrund ihrer einseitigen analytischen Perspektive verschweigen.

Mit der von uns vorgeschlagenen Analytik lässt sich demgegenüber nicht nur die Reproduktion, sondern lassen sich auch die Transformation und die Subversion von Spielräumen der Fremd- und Selbstgestaltung thematisieren. In der Perspektive einer Soziologie der Kritik kann so danach gefragt werden, unter welchen Bedingungen, aufgrund welcher Befähigungen und wie Teilnehmer transformativ in den Verlauf einer Praktik eingreifen, sich selbstbewusst in und zu den Verhältnissen positionieren und verhalten, in denen sie sich (selbst) bilden, oder sich dem *Zugriff* einer Situation entziehen, um diese kritisch zu beurteilen – und damit als kritisch reflektierende Subjekte in Erscheinung treten. Indem wir Kritik als eine spezifische Weise der Transformation von Praktiken *in* der Praxis begreifen, binden wir sie nicht an normative Maßstäbe, die sich einem epistemologischen Außenstandpunkt verdanken. Vielmehr fragen wir, wie die Grenzen etablierter Ordnungen *von innen* heraus identifiziert, ausgedehnt und eventuell überschritten werden (Jaeggi 2014).

Die in der Praxis angelegte Bedingung dafür, dass etwas auf den Prüfstand der Kritik geraten kann, ist vor allem ihre Multiperspektivität: Jedes Handeln ist an einen bestimmten Standort gebunden, in der Folge ist auch jedes Erkennen unaufhebbar perspektivisch. Dabei ist nicht nur jede einzelne Praktik intern differenziert, sondern es besteht zudem auch eine externe Differenzierung zwischen den Praktiken verschiedener »sozialer Welten« (Clarke 1991). Die verschiedene Zeiten, Räume und Kontexte überspannende Identität eines in jeder Praktik als *bedingt autonom* in Erscheinung tretenden Subjekts formt sich gleichsam zwischen diesen disparaten Praktiken aus. Aufgrund der (Differenz-)Erfahrungen, die es in und zwischen den Praktiken macht, kann dieses Subjekt unter je empirisch zu bestimmenden Bedingungen Rechtfertigungsordnungen aus anderen sozialen Welten aufrufen, etwa um andere Sichtweisen zu kritisieren oder der eigenen Sichtweise Nachdruck, Plausibilität und Legitimität zu verleihen (Boltanski, Thévenot 2007). Gleichsam auf der Grenze zwischen diesen Welten mit ihren je eigenen Verweisungszusammenhängen von Dingen, Artefakten und Handlungen ergeben sich Möglichkeiten zur reflektierenden Distanznahme, Beurteilung und Bewertung des je Gegebenen.

Um diese Möglichkeiten empirisch erfassen zu können, bedarf es eines ethnografischen Aufspürens der kritischen Momente im sozialen Getriebe sowie jener »kritischen Kompetenzen« (Boltanski, Thévenot 2011), die Personen in ihrem »vielfachen Engagiertsein« (Thévenot 2011) entwickeln: Kritikfähigkeit artikuliert sich nicht nur in der *hohen* Sprache der Soziologie oder der Philosophie, sondern auch in den Praktiken des Alltags. In diesem Sinne ließen sich gezielt und systematisch historische Kontexte und Situationen ausfindig machen, in denen die implizite Normativität etablierter gesellschaftlicher Ordnungen sowie mit ihr korrespondierende Disziplinierungs-, Marginalisierungs- und Ausschließungseffekte durch praktische Kritik offengelegt werden und es zu einer (temporären) Überschreitung des Üblichen in Praktiken des (spielerischen) Experimentierens, der Konfrontation mit dem Ungewohnten, der (politischen) Kritik, der Verweigerung, der Unterbrechung oder des Ausstiegs kommt.

Das Anliegen einer »kritischen Soziologie der Kritik« (Lessenich 2014) bestünde mithin darin, die situativ gegebenen Möglichkeitsbedingungen von Kritik offen zu legen, um angesichts deren Gewordenheit praxeologisch nach alternativen Bedingungen der Möglichkeit für die Ausformung von Befähigungen zur Irritation, Kritik, Transformation und Überschreitung sozialer Ordnung fragen zu können. Das Konzept der ko-konstituierenden Subjektivierung gestattet es, so meinen wir, im Rahmen des von uns vorgeschlagenen systematischen Perspektivenwechsels eben solche Ausformungen einer transformativen Handlungsbefähigung in historisch wandelbaren sozialen Praktiken analytisch in den Blick zu bringen.

Literatur

- Boltanski, L. 2010: Soziologie und Sozialkritik. Berlin: Suhrkamp.
- Boltanski, L., Thévenot, L. 2007: Über die Rechtfertigung. Eine Soziologie der kritischen Urteilskraft, Hamburg: Hamburger Edition.
- Boltanski, L., Thévenot, L. 2011: Die Soziologie der kritischen Kompetenzen. In R. Diaz-Bone (Hg.), Soziologie der Konventionen. Grundlagen einer pragmatischen Anthropologie. Frankfurt am Main: Campus, 43–68.
- Bourdieu, P. 1979: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. 1999: Die Regeln der Kunst. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bröckling, U. 2013: Der Kopf der Leidenschaften. Leviathan, 41. Jg., 309–323.
- Brümmer, K. 2015: Mitspielfähigkeit. Sportliches Training als formative Praxis. Bielefeld: Transcript.
- Clarke, A. E. (1991): Social Worlds/Arenas Theory as Organizational Theory. In D. R. Maines (Hg.), Social Organization and Social Process. Essays in Honor of Anselm Strauss. New York: de Gruyter, 119–158.
- Elias, N. 1996: Was ist Soziologie? Weinheim: Juventa.
- Goffman, E. 2009: Interaktion im öffentlichen Raum. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Heidegger, M. 1979: Sein und Zeit. Tübingen: Max Niemeyer.
- Hirschauer, S. 2008: Die Empiriegeladenheit von Theorien und der Erfindungsreichtum der Praxis. In S. Hirschauer, H. Kalthoff, G. Lindemann (Hg.), Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 165–187.
- Hörning, K. H. 2001: Experten des Alltags. Die Wiederentdeckung des praktischen Wissens. Weilerswist: Velbrück.
- Jaeggi, R. 2014: Kritik der Lebensformen. Berlin: Suhrkamp.
- Jullien, F. 1999: Über die Wirksamkeit. Berlin: Merve.
- Lave, J., Wenger, E. 1991: Situated Learning. Legitimate Peripheral Participation. Cambridge: Cambridge University Press.
- Lessenich, S. 2014: Soziologie – Krise – Kritik. Zu einer kritischen Soziologie der Kritik. Soziologie, 43. Jg., 7–24.
- Massumi, B. 2010: Ontomacht. Kunst, Affekt und das Ereignis des Politischen. Berlin: Merve.
- Mead, G. H. 1995: Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Nassehi, A. 2011: Gesellschaft der Gegenwarten. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Nicolini, D. 2012: Practice Theory, Work & Organization. An Introduction. Oxford: Oxford University Press.
- Rancière, J. 2009: Der emanzipierte Zuschauer. Wien: Passagen.
- Reckwitz, A. 2003: Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. Zeitschrift für Soziologie, 32. Jg., 282–301.
- Rouse, K. 2007: Social Practices and Normativity. Philosophy of the Social Sciences, 37. Jg., 46–56.

- Schatzki, T. R. 2002: *The Site of the Social. A Philosophical Account of Social Life and Change*. Pennsylvania: Pennsylvania State University Press.
- Scheffer, T. 2008: Zug um Zug und Schritt für Schritt. Annäherung an eine transsequentielle Analytik. In S. Hirschauer, H. Kalthoff, G. Lindemann (Hg.), *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 368–398.
- Schmidt, R. 2008: Stumme Weitergabe. Zur Praxeologie sozialisatorischer Vermittlungsprozesse. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 28. Jg., 121–136.
- Schmidt, R. 2012: *Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen*. Berlin: Suhrkamp.
- Shove, E., Pantzar, M., Watson, M. 2012: *The Dynamics of Social Practice. Everyday Life and How It Changes*. London: Sage.
- Stekeler-Weithofer, P. 2010: Explikation von Praxisformen. *Allgemeine Zeitschrift für Philosophie*, 35. Jg., 265–290.
- Thévenot, L. 2011: Die Person in ihrem vielfachen Engagiertsein. In R. Diaz-Bone (Hg.), *Soziologie der Konventionen. Grundlagen einer pragmatischen Anthropologie*. Frankfurt am Main: Campus, 231–254.
- Warde, A. 2005: Consumption and the Theory of Practice. *Journal of Consumer Culture*, 5. Jg., 131–154.